

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in Georg Lämmlein (ed.), *Zukunftsaussichten für die Kirchen. 50 Jahre Pastoralsoziologie in Hannover*. It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Friedrichs, Lutz

Ausbildung als Wahrnehmungsschule. Pastoralsoziologie im Reformvikariat elementar & flexibel in: Georg Lämmlein (ed.), *Zukunftsaussichten für die Kirchen. 50 Jahre Pastoralsoziologie in Hannover*. Beiträge zum 90. Geburtstag von Karl-Fritz Daiber, pp. 115–127

Baden-Baden: Nomos 2022

URL <https://doi.org/10.5771/9783748932130-115>

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Nomos: <https://www.nomos.de/en/copyright-notice/>

Your IxTheo team

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine von dem/der Autor*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in Georg Lämmlein (Hg.), *Zukunftsaussichten für die Kirchen. 50 Jahre Pastoralsoziologie in Hannover* erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch nicht das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Friedrichs, Lutz

Ausbildung als Wahrnehmungsschule. Pastoralsoziologie im Reformvikariat elementar & flexibel in: Georg Lämmlein (Hg.), *Zukunftsaussichten für die Kirchen. 50 Jahre Pastoralsoziologie in Hannover*. Beiträge zum 90. Geburtstag von Karl-Fritz Daiber, S. 115–127

Baden-Baden: Nomos 2022

URL <https://doi.org/10.5771/9783748932130-115>

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy des Verlags Nomos publiziert:

<https://www.nomos.de/urheberrecht/>

Ihr IxTheo-Team

Ausbildung als Wahrnehmungsschule

Pastoralsoziologie im Reformvikariat *elementar&flexibel*
Lutz Friedrichs

Erschienen in: Georg Lämmlein (Hg.): Zukunftsaussichten für die Kirchen: 50 Jahre Pastoralsoziologie in Hannover. Beiträge zum 90. Geburtstag von Karl-Fritz Daiber, Baden-Baden 2022, 115-127

Erst kurz nach meinem Studium der Evangelischen Theologie begegnete ich Karl-Fritz Daiber. Von Beginn an faszinierte mich seine Leidenschaft, die Welt der Religion zu erkunden. Nach und nach erschloss sich mir, Praktische Theologie im Dialog mit der Soziologie und anderen Disziplinen als eine kritische Wahrnehmungsschule zu verstehen.

Mein erstes Forschungsprojekt bezog sich auf Religion in Zeitschriften.¹ Das war eine neue Welt. In unserem Team entstand – motiviert durch die Erkundungen Daibers in Bahnhofskiosken – pastoralsoziologischer Pioniergeist: Was ist das für eine Welt, in der wir leben? Warum wissen wir so wenig über die Religion der Menschen? Was nehmen wir in Zeitschriften davon wahr? Was lernen wir daraus für die kirchliche Praxis?

In seinen Lebenserinnerungen „Kindheit auf der Schwäbischen Alb“ erzählt Karl-Fritz Daiber von dem roten Büchlein seiner Großmutter Olga. Sie schrieb Gedichte ab und fand darin Sprache für ihr Leben. Nach ihrem Tod macht der Enkel eine überraschende Entdeckung: Eines der Gedichte war ihm gewidmet. War sie fromm? Ja, so der Enkel im Rückblick, aber nicht im klassischen Sinn. Sie ging nur an Silvester in die Kirche. Gedichte waren ihr wichtig, aber auch das Abendgebet mit Worten des Liedes aus dem Evangelischen Gesangbuch „Nun ruhen alle Wälder“. An Olga werde deutlich, so werden die Erinnerungen pastoralsoziologisch kommentiert, „wie viel gelebter Glaube bei Menschen zu finden ist, die nicht zum engeren Kreis der regelmäßigen Kirchgänger zählen“².

Die Szene erinnert mich an Trauergespräche, in denen von Büchern oder Zettelsammlungen erzählt wird, die erst nach dem Tod auftauchen und überraschend Einblicke in eine Frömmigkeit geben, die zu Lebzeiten nicht sichtbar war. Die Szene verrät aber auch etwas über das Verständnis des Pfarrberufs: Nach Karl-Fritz Daiber bestehe seine gesamtgesellschaftliche Funktion darin, für die „Geheimnisse des Lebens“³ zuständig zu sein.

I. Die gesellschaftliche Funktion des Pfarrberufs

Das Symposium „Herausforderungen und Perspektiven der Pastoralsoziologie“, das im September 2021 als Jahrestagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD (SI) anlässlich des 90. Geburtstags von Karl-Fritz Daiber stattfand, war für mich Anlass, dessen „Pastoralsoziologie“ (1996) erneut zu lesen. Auch wenn sich Gesellschaft, Kirche und Pfarrberuf seitdem verändert haben, werden hier Aspekte angesprochen, die bis heute aktuell sind. Diese Weitsicht sehe ich als Ausdruck dessen, dass praktisch-theologische Fragen aus

¹ Lutz Friedrichs/Michael Vogt (Hg.): Sichtbares und Unsichtbares. Facetten von Religion in deutschen Zeitschriften, Religion und Gesellschaft Bd. 3, Würzburg 1996.

² Karl-Fritz Daiber: Kindheit auf der schwäbischen Alb. Ebingen 1931-1945. Briefe an meine Enkel, Albstadt 2007, 53.

³ Karl-Fritz Daiber: Pastoralsoziologie, in: Hartmut Kress/Karl-Fritz Daiber: Theologische Ethik – Pastoralsoziologie. Grundkurs Theologie, Band 7, Stuttgart 1996, 119-239, 184. Zitate im Folgenden nach dieser Ausgabe.

Sicht eines leidenschaftlichen Beobachters bearbeitet werden. Sachverhalte werden präzise beschrieben und Lösungen so skizziert, dass Leserinnen und Leser herausgefordert werden, eigene Entscheidungen zu treffen.

Ich konzentriere mich auf das vierte Kapitel „Rolle und Amt des Pfarrers und der Pfarrerin“ (181-199) und nehme das zentrale Anliegen des Entwurfs auf, an die gesamtgesellschaftlichen Anteile des Pfarrberufs zu erinnern:

- Der Pfarrberuf bearbeite gesellschaftlich bedeutsame Grundfragen und existenzielle Grundbedürfnisse. Mit Thomas Luckmann wird Religion weit verstanden, sie zeige sich immer dort, „wo der Mensch als Mensch symbolisch Welt errichtet.“ (122) Dabei mache sich das Besondere des Pfarrberufs eben in jenem Bezug auf das existenziell Unverfügbare fest: „Bei aller gesellschaftlichen Normalität, die von ihm erwartet wird, gehen die Erwartungen an Pfarrerinnen und Pfarrer nie nur in Normalität auf. Dies gilt in ethischer wie in spiritueller Hinsicht. Es ist anzunehmen, dass Kirchen als Sozialgestalten von Religion deshalb so schwer nur Organisationen sein können, weil sie in unaufgebbaren Tiefendimensionen menschlichen Seins wurzeln.“ (184)
- Der Pfarrberuf dürfe nicht auf seine klassische Verankerung in der Parochie reduziert werden, es gelte, seine „überörtliche und kulturelle Verankerung“ (186) im Blick zu behalten: „Die Pfarrerrolle ist nach wie vor selbst heute nicht nur eine Organisationsrolle, sondern sie hat gesamtgesellschaftliche Anteile. Pfarrer sind Vertreter von Religion auch für diejenigen, die gerade nicht in Verbindung zu örtlichen Kirchengemeinden stehen. Sie sind bis heute nicht einfach nur Vorstand eines religiösen Vereins. [...] Weil in unserer Gesellschaft das nichtorganisierte, nichtgemeindebezogene Christentum nach wie vor einen hohen Stellenwert hat, hat der nichtgemeindebezogene pastorale Dienst wichtige Funktionen zu erfüllen.“ (ebd.)
- Der Pfarrberuf könne nur dann seine Funktionen erfüllen, wenn er hinsichtlich seiner Aufgaben mehrdimensional gedacht und aus seinen einseitig historisch-dogmatischen Zuschreibungen herausgelöst werde. Bis heute sei der Pfarrberuf stark von Anpassungsprozessen des 19. Jahrhunderts bestimmt. Neben die klassische Rolle des Predigers trete der Pfarrer als „Vertreter des bürokratischen kirchenamtlichen Apparats“ (185) und Leiter der Ortsgemeinde hervor: „Im Rahmen eines gruppenorientierten Gemeindeaufbaus wächst ihm allein oder im Gefüge eines leitenden Kollegiums die örtliche Organisationsleitung zu, d.h. die Aufgabe, Organisation als Gruppenvielfalt zu ermöglichen, Kirchenzugehörigkeit über Zugehörigkeit zu örtlichen Gruppen zu gestalten.“ (185f)

Für Fragen der Ausbildung sind die Spannungsverhältnisse bedeutsam, die sich für den Pfarrberuf ergeben: Wie stark bleibt er von historischen Zuschreibungen bestimmt, die heute an Plausibilität verlieren? Wie ist mit der Spannung zwischen den institutionellen Anforderungen und den individuellen Vorstellungen des Pfarrberufs umzugehen? Wie kann sich seine gesamtgesellschaftliche Funktion entfalten, wenn diese „von nicht wenigen Theologinnen und Theologen kaum akzeptiert bzw. zurückhaltend praktiziert“ (190) wird? Zugespitzt auf das Vikariat lässt sich fragen:⁴ Soll es eher nach innen gerichtet sein und das vom klassischen Leitbild der Gemeindeseelsorge bestimmte Selbstverständnis von Vikarinnen

⁴ Zu den pastoralsoziologischen Impulsen Karl-Fritz Daibers für die erste Ausbildungsphase siehe den Beitrag von Regina Sommer in diesem Band.

und Vikaren stärken? Oder soll es auf Funktionen des Berufs setzen, die zwar nicht unbedingt geliebt, aber gesellschaftlich als (noch) relevant angesehen werden?

II. Pastoralsoziologie in der Vikariatsreform

Wie ist die Pastoralsoziologie in der Vikariatsausbildung verortet? Starke Impulse gingen für das Vikariat in der Hannoverschen Landeskirche aus, da mit der Gründung der Pastoralsoziologischen Arbeitsstelle 1971 das Anliegen verbunden war, einen Reformimpuls der 1968er-Zeit in der Ausbildung zum Pfarrberuf umzusetzen. Ziel war es, dass Vikarinnen und Vikare, die diesen Prozess selbst initiiert hatten, mit Methoden der Sozialwissenschaft lernen, gegen den Wirklichkeitsverlust von Kirche und Theologie das Umfeld ihres Berufs, in der Regel die Kirchengemeinden, besser zu verstehen und Theologie mit Bezug auf die konkreten Lebensverhältnisse denken und umsetzen zu können. Mit diesem Ziel zogen in das Vikariat empirische Studien ebenso ein wie soziologische und kirchentheoretische Entwürfe oder das Anleiten der Vikarinnen und Vikare zur Sozialraumanalyse vor Ort.

Im Folgenden lenke ich den Blick auf das Reformvikariat der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck. Zwar ist die Pastoralsoziologie hier nicht mit einer festen Einheit „Pastoralsoziologie“ verortet.⁵ Diese kommt aber in der grundlegenden Absicht zum Ausdruck, den Blick auf religiöse Kommunikation zu lenken, die Ausbildung zum Pfarrberuf wesentlich als Wahrnehmungsschule zu verstehen und in eine forschende Grundhaltung zwischen Einlassung und Distanznahme einzuüben.

Das neue Ausbildungsmodell ist unter dem Titel *elementar & flexibel* am 1. September 2020 an den Start gegangen. Es vollzieht eine Strukturreform der zweiten Ausbildungsphase zum Pfarrberuf. Die Ausgangsfrage der Reform war: Woraufhin wird ausgebildet? Die Antwort: Es wird nicht auf bestehende Aufgaben und Handlungsfelder hin ausgebildet, sondern auf den theologischen Umgang mit Veränderungen von Religion, Kirche und Pfarrberuf in pluralem Kontext.

Das Reformanliegen bündelt sich im Titel.⁶ *Elementar* bedeutet, dass das Vikariat einen guten Start in den Beruf ermöglichen will. Es setzt nicht auf Vollständigkeit in der Ausbildung, sondern auf exemplarisches Lernen und die Entwicklung von Transferdenken. *Flexibel* bedeutet, dass das Vikariat die Selbststeuerung von Lernprozessen fördert und bewusst die für den Beruf erforderlichen Freiheitsspielräume schafft.

Das Reformkonzept nimmt Phänomene der Krisenhaftigkeit des Pfarrberufs zum Anlass, eine neue Strategie im Umgang mit komplexen Herausforderungen zu suchen: Es geht weder, so die Logik des Additiven, um Kompetenzsteigerung, noch, so die Logik des Selektiven, um Rückkehr zu den Kernaufgaben des Pfarrberufs.⁷ Vielmehr soll zum kritisch-konstruktiven Umgang mit den Veränderungsprozessen von Religion, Kirche und Pfarrberuf angeleitet werden. In diesem Sinn betont das Reformvikariat die theologische Leitungsfunktion des Berufs. Dem Pfarrberuf wächst damit zu, was auch für andere akademische Berufe mit

⁵ Auch vor dem Reformvikariat gab es pastoralsoziologische Einflüsse auf die Vikariatsausbildung. So startete 1993 als Teil „einer behutsamen Revision“ das Kursprojekt „Theorie kirchlichen Handelns“ (TKH) – übrigens gegen die Skepsis von Vikarinnen und Vikaren, für die Ernst Lange, so die Akten, „eine verschollene Gestalt zu sein“ schien.

⁶ Siehe dazu Lutz Friedrichs: *Elementar und flexibel. Perspektiven der Ausbildung zum Pfarrberuf am Beispiel der Vikariatsreform in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck*, in: PrTh 56 (2021) 26-32; Regina Sommer/Lutz Friedrichs: *Berufsziel Pfarrer*in. Aufgaben und Perspektiven für die theologische Ausbildung und Nachwuchsgewinnung*, in: epd 30/2019, 76-83.

⁷ Zu diesen beiden Logiken siehe Ralph Kunz: „Auf diesem schmalen Felsgrat kann man nur gehen!“ Pfarrberuf und Pfarramt im Wandel begriffen, in: ThLZ 143 (2018), 3-22, hier: 4-8.

Leitungsfunktion beschrieben wird: Neben der Aufgabe einer kritischen Selbstorganisation des eigenen Berufs tritt die Anforderung, kirchliche Veränderungsprozesse in einem strategischen Sinn managen und in ihren verschiedenen Phasen theologisch begleiten zu können.

Sehr viel deutlicher als in den Ausbildungskonzepten bisher wird die Aufgabe des Pfarrberufs darin gesehen, nicht nur religiöse Praxis theologisch reflektiert gestalten, sondern sich selbst als Akteurin oder Akteur des kirchlichen Veränderungsprozesses verstehen zu können.⁸ Knapp gesagt: Man wird auf etwas hin ausgebildet, was man noch gar nicht kennt. In der Ausbildung sind deshalb Bildungsprozesse erforderlich, die in einen professionellen Umgang mit Religion unter Bedingungen ihres Wandels einüben – und Kirche als eine Institution verstehen lassen, deren Sinn darin besteht, „für die Religion der Menschen da zu sein.“⁹

III. Ein besonderer Moment

In *elementar&flexibel* sind Pastoraltheologie und Kirchentheorie mit der Absicht verbunden, Religionskompetenz in Konzentration auf Grundformen religiöser Kommunikation für Kirche als Institution, Organisation und Bewegung zu entwickeln. Kirchentheoretisch stehen die Ansätze von Christian Grethlein, Eberhard Hauschildt und Uta Pohl-Patalong im Hintergrund,¹⁰ pastoraltheologisch die empirische Studie „Innenansichten“¹¹ mit ihrem zentralen Begriff der Religionskompetenz. Diese bestehe im Erkennen und Gestalten eines modernitätstypischen Spannungsverhältnisses „zwischen der von den Menschen ‚gelebten‘ und der von Pfarrern ‚verkündigten‘ Religion.“¹²

Die Verwendung des Begriffs „Religionskompetenz“ verweist darauf, dass sich die pastorale Fachlichkeit nicht nur auf die Reflexion der Schrift und der christlichen Tradition sowie auf die Gestaltung „bestimmter Religion“ bezieht, sondern sich deutend und gestaltend auch zu Phänomenen und Fragestellungen „unbestimmter Religion“ verhält und darin nach Anschlussstellen für religiös-kirchliche Kommunikation sucht – mehr noch, auch deren theologieproduktiven Potenziale nutzt.

Für Vikarinnen und Vikare ist das eine große Herausforderung. Sie müssen lernen, die Ressource ihres Studiums in einen hermeneutischen Prozess einzuspeisen, in dem es gilt, die Religion der Menschen als Basis und Anknüpfungspunkt zu sehen – und nicht primär als das, was theologisch zu bewerten oder gar zu korrigieren ist.

Um diesen Lernprozess zu fördern, leitet das Reformvikariat dazu an, zwischen Wahrnehmen, Deuten und Reflektieren zu unterscheiden. Die Sozialisation im Studium der Theologie stärkt die Reflexionsebene, nicht aber die Ebene eines genauen Wahrnehmens. Bevor Religion bewertet wird, gilt es, sie erst einmal wahrzunehmen. In diesem Sinn ist *elementar&flexibel* wesentlich eine Wahrnehmungsschule in religionshermeneutischer Absicht.

Konkret bedeutet das, dass Vikarinnen und Vikare zu Beginn ihrer Ausbildung die Methode der Teilnehmenden Beobachtung mit dem Ziel erlernen, sie in den Performanzbereichen der

⁸ Uta Pohl-Patalong: Kirchen- und Pastor*innenbild. Kritische Blicke auf die Neukonzeption des Vikariats in der Nordkirche, in: Evangelische Stimmen 2/2021, 29-34.

⁹ Michael Meyer-Blanck/Birgit Weyel: Studien- und Arbeitsbuch Praktische Theologie, Göttingen 2008, 18.

¹⁰ Christian Grethlein: Kirchentheorie. Kommunikation des Evangeliums im Kontext, Berlin/Boston 2018; Eberhard Hauschildt/Uta Pohl-Patalong: Kirche, Gütersloh 2013.

¹¹ Bernhard Dressler/u.a. (Hg.), Innenansichten. Zum professionellen Umgang mit Religion im Pfarramt, Leipzig 2017.

¹² Dressler/u.a. (Hg.) 2017, 13.

Ausbildung „Gemeinschaftlich feiern“, „Lehren und Lernen“ und „Helfen zum Leben“ anzuwenden.

Um sich das konkret vorstellen zu können, zitiere ich Ausschnitte einer Teilnehmenden Beobachtung religiöser Kommunikation im Bereich „Lehren und Lernen“ von Vikarin Marike Völkerding (MV). Sie beobachtet religiöse Kommunikationsprozesse in einer 8. Klasse einer Reformschule in Kassel, in der Religion nach dem Konzept „Religion in meiner Klasse“ konfessions- und religionsübergreifend gelehrt wird. Das Leistungsniveau der Klasse sei insgesamt schwach. Umso mehr lege die Lehrkraft Luise K. (LK) in ihrem Unterricht sehr viel Wert auf die Förderung der Sprachfähigkeit, der Empathie und emotionalen Intelligenz.¹³

Zur Situation: Im Distanzunterricht ist „Moritz und der liebe Gott“ von Johann Hinrich Claussen gelesen worden.¹⁴ In der Stunde, aus der die Ausschnitte stammen, soll die Lektüre abgeschlossen werden. Es geht in der Geschichte um die Beerdigung von Frau Schmidt. Moritz, ein 14jähriger Junge, der sich mit der alten Frau angefreundet hatte, liest ihren Abschiedsbrief und öffnet ein Paket, in dem sich ihr wertvollster Besitz befindet, eine alte Familienbibel. Sie schenkt Moritz diese Bibel, da sie keine Angehörigen hat.

In ihrem Protokoll der Teilnehmenden Beobachtung schreibt Marike Völkerding unter anderem:

Während des Vorlesens des Abschiedsbriefes bricht LKs Stimme, sie schaut zu MV, in ihren Augen sind Tränen zu sehen. „Kannst du weiterlesen?“ und hält MV das Buch hin. „Oder geht es dir ähnlich?“ „Ich kann es versuchen.“

MV liest, anfangs auch mit brüchiger Stimme, dann wieder sicherer. Währenddessen schreibt LK einen Bibelvers an die Tafel, den Frau Schmidt in dem Brief zitiert. Er steht im Zusammenhang mit der Geschichte von „Jakob schaut die Himmelsleiter“, die Frau Schmidt Moritz erzählt hatte und die im Unterricht ausführlich behandelt worden war: ‚Gott segne dich und du sollst ein Segen sein.‘

Die Schülerinnen und Schüler bekommen nach dem Lesen die Aufgabe, nun entweder einen Brief von Moritz an Frau Schmidt zu schreiben und zu überlegen, was Moritz mit diesem Brief anstellt, oder ein Bild mit vielen verschiedenen Erinnerungsfetzen an die gemeinsame Zeit zu malen und diese mit Farben und Symbolen zu versehen, um die Emotionsebene auszudrücken.

LK: „Ich weiß, 10 Minuten sind nicht viel Zeit für so eine Aufgabe, aber die Zeit ist schon so weit vorangeschritten und ich würde gerne noch von euch hören... also ihr habt jetzt ungefähr 10 Minuten Zeit.“

LK und MV gehen umher und suchen das Einzelgespräch. Die Schülerinnen und Schüler sind sehr vertieft in ihre Aufgaben. Milán (hinten Mitte) schreibt direkt los und ist so konzentriert, dass er MV als Zuschauerin nicht bemerkt. Zeynep (hinten in der Ecke): „Ich will das Bild malen. Darf ich mein Handy benutzen, um zu schauen, wie man eine Kirche malt? Ich weiß das grad nicht so.“

LK in die Klasse hinein: „Das hier an der Tafel: ‚Gott segne dich und du sollst ein Segen sein‘, das kann wirklich für jeden schön sein, auch für die, die nicht an einen Gott glauben. Und natürlich auch für die Muslim*innen. Gott meint es gut mit dir, heißt es...“ (Stimme versinkt in einem Einzelgespräch). [...]

¹³ Mit Ausnahme der Vikarin sind alle Namen des Ausschnitts anonymisiert.

¹⁴ Johann Hinrich Claussen: Moritz und der liebe Gott, München 2017.

Hamza: „Also ich hab nichts geschrieben, ich hab nur was gemalt.“ LK: „Ja! Magst du uns dein Bild zeigen und uns erzählen, was darauf zu sehen ist?“ [...]

(Pause. Zu Karim, der eigentlich zur Zeit des Religionsunterrichts sonst im Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht war, eine Fluchtgeschichte hat und noch nicht allzu lange in Kassel ist): „Karim hat richtig viel geschrieben! Weißt du, das freut mich unheimlich! Willst du vorlesen, was du geschrieben hast?“ Karim: „Lieber nicht.“ LK: „Das kann ich gut verstehen. Es ist ja auch sehr intim, was in Briefen steht. Weißt du, wenn du mir die Mappe abgibst, kannst du den Brief auch so zukleben und draufschreiben, dass ich es nicht lesen soll, dann mache ich das auch nicht.“

Milán meldet sich. LK nimmt ihn dran. Er liest seinen Text vor. Darin schreibt er die Abschlussszene fort. Moritz drückt darin seine große Dankbarkeit Frau Schmidt gegenüber aus: „Er schaut sich in seinem Zimmer um. Er kippt mit dem Stuhl zurück und schaut aus dem Fenster. Dann faltet er aus dem Brief einen Papierflieger. Er öffnet das Fenster und lässt ihn hinausfliegen.“ Die Schülerinnen und Schüler haben angeregt zugehört. Mehrere fangen an zu klatschen. Said (klatscht): „Boa, Digga! DAS war richtig richtig gut!“ Hamza: „Schreibst du mir ein Buch? Du wirst bestimmt mal Autor.“ LK: „Sag ihm das nochmal direkt.“ Said dreht sich um und sagt direkt zu Milán: „Du wirst bestimmt mal Autor, das war richtig gut!“ Milán: „Danke.“

In der Klasse herrscht ein wenig Durcheinander aufgrund der gelösten Stimmung. In der Zwischenzeit ist fast unbemerkt die zweite Klassenlehrerin Miray A. (MA) für den Mathematik-Unterricht hereingekommen, da es keine Schulklingel gibt. Sie hat leise begonnen, die Tafel zu wischen. Die Schülerinnen und Schüler bemerken, dass die Stunde vorbei ist, LK beendet sie offiziell. MA: „Das hier (deutet auf das Bibelzitat), das ist schön. Das lass ich mal stehen.“ LK: „Ja oder? Das kann man auch als Muslimin so sagen, oder?“ MA: „Ja, das stimmt.“ (grinst)

LK packt ihre Sachen zusammen, MV: „Das war heut richtig schön mit euch! Habt ein schönes langes Wochenende! Bis bald.“ LK und MV verlassen den Raum. MV: „Wow. Das war ja grad ein besonderer Moment.“ LK: „Ja, nach solchen Stunden weiß ich dann auch wieder, warum ich das hier mache.“

An diesem Protokoll wird deutlich, wie wichtig es für den Pfarrberuf ist, religiöse Kommunikation genau beobachten zu können. Religiöse Kommunikation findet auf verschiedenen Ebenen in verschiedenen Formen statt. Die, die solche kommunikativen Prozesse anleiten, benötigen nicht nur Empathie und didaktisches Geschick. Sie sind auch auf so etwas wie Intuition angewiesen, da Religion letztlich unverfügbar bleibt. Als emotional berührendes Ereignis braucht sie einen Raum, in dem sie sich entfalten kann. Man kann versuchen, diesen Raum zu schaffen oder zumindest offenzuhalten. Ob er sich religiös füllen wird, hat man nicht in der Hand.

In diesem Fall fand religiöse Kommunikation in einem tieferen, existenziell angehenden Sinn statt. Das ist das Besondere dieser Szene – auch für die Vikarin, die das unmittelbar spürt („Wow. Das war ja grad ein besonderer Moment“) und etwas lernen kann über religiöse Kommunikation in Schule und anderen Kontexten ihres künftigen Berufs.

IV. Herausforderungen

Ich konzentriere mich auf zwei Herausforderungen, die bereits Karl-Fritz Daiber sah – und eine, die er zur Zeit seiner Pastoraltheologie noch nicht hat sehen können.

Ich beginne mit der gesamtgesellschaftlichen Bedeutung des Pfarrberufs. Karl-Fritz Daiber erinnert an die Geschichte der Predigerseminare, die in einem Prozess der Verkirchlichung entstanden seien, „in dem die Kirche als Teilorganisation innerhalb der Gesellschaft immer mehr Gestalt gewann, ihre religiöse Allzuständigkeit verloren bzw. schon zuvor verloren hatte.“¹⁵

Die pastoralsoziologische Sicht lenkt den Blick auf die Gefahr, sich in der zweiten Ausbildungsphase auf ein binnenkirchliches Selbstverständnis zurückzuziehen und Pfarrerinnen und Pfarrer für eine Kirche als Teilorganisation innerhalb der Gesellschaft auszubilden. Was aber ist dann mit der gesellschaftlichen Funktion des Pfarrberufs? Mit seiner „Repräsentanz von Religion“¹⁶?

Vielleicht wird diese gesamtgesellschaftliche Funktion heute besonders in der Aufgabe deutlich, in Gottesdiensten angesichts gesellschaftlicher Krisen und Katastrophen zivilreligiös zu handeln, also mit Blick auf die „religiösen Grundbedürfnisse, dem Grundbedürfnis nach Schutz, Bergung, Fürsorge“¹⁷. Wer, wenn nicht die Kirchen, kann in solchen Situationen einen angemessenen Raum gesellschaftlicher Trauer anbieten?

In diesem Sinn bietet die Ausbildungsreform die Chance, auf eben jene gesellschaftliche Relevanz hin auszubilden, für die insbesondere der Pfarrberuf steht. Das ist umso erforderlicher, als sich die Situation gegenüber 1996 deutlich verschärft hat. Das gesellschaftliche Ansehen der Kirche ist so stark im Sinkflug begriffen, dass bereits ernsthaft der Frage nachgegangen wird, wie es um eine Gesellschaft bestellt wäre, in der Religion in den Kirchen nicht mehr sichtbar verankert wäre.¹⁸ Auch das gesellschaftliche Ansehen des Pfarrberufs, das 1996 noch relativ stabil hoch war, ist seitdem deutlich gesunken. Zudem stellt sich in einer Zeit, in der die Aufgaben des Pfarrberufs, die wie im Bereich der Kasualien als gesellschaftlich relevant erlebt werden, mehr und mehr von anderen Berufen übernommen werden, die Frage, wofür dieser Beruf eigentlich da ist.

Spreche ich mit Vikarinnen und Vikaren über diese Fragen, erhalte ich die Antwort: Lasst uns die Trauerarbeit beenden, die Strukturfragen ad acta legen und Kirche dort beginnen, wo sie jetzt ist. Mit Projektarbeit. Mit Pop-Up-Kirche. Mit neuen Kasualien. Mit Zuwendung zu Menschen in der Krise. Ein Vikariat, so lese ich diese Antworten, muss nicht primär mit Kirche, wie sie ist, vertraut machen, sondern ausreichend Raum zur Verfügung stellen, um erproben zu können, wie Kirche sein könnte. In diesem Sinn sollte auch die spezifische Schwellensituation der Vikarinnen und Vikare,¹⁹ die sich in einem Annäherungsprozess an eine für sie vielfach fremde Kirche befinden, als Element produktiven Befremdens für die Berufsausbildung fruchtbar gemacht werden – zumal in einer Zeit, in der Kirche mehr und mehr ihre gesellschaftliche Selbstverständlichkeit verliert.²⁰

¹⁵ Daiber 1996, 189.

¹⁶ Daiber 1996, 184.

¹⁷ Daiber 1996, 185.

¹⁸ Thomas Assheuer: Was nach dem Glauben kommt, in: Die Zeit Nr. 48, 25. November 2021, 68f.

¹⁹ Siehe dazu Regina Sommer: Schwellenkunde. Weiterdenken eines praktisch-theologischen Paradigmas in Richtung einer Reform der theologischen Ausbildung, in: Bernd Schröder (Hg.): Pfarrer oder Pfarrerin werden und sein. Herausforderungen für Beruf und theologische Bildung in Studium, Vikariat und Fortbildung, Leipzig 2020, 205-214.

²⁰ Siehe dazu Jan Hermelink: Ein Traineeprogramm für religiöse Großorganisationen im Wandel. Kirchentheoretische und pastoraltheologische Impulse für die zukünftige Organisation des Vikariats, in: Helmut Aßmann/Adelheid Ruck-Schröder (Hg.): Pfarrerbildung. Bilanz und Perspektiven aus Anlass des 200jährigen Bestehens des Predigerseminars Loccum, Tübingen 2021, 325-339.

Ich komme zur zweiten Herausforderung, der Frage nach dem, was den Pfarrberuf in der modernen Gesellschaft mit ihren Differenzierungsprozessen zum Pfarrberuf macht. Das Problem lag bereits vor 25 Jahren deutlich auf dem Tisch: Pfarrerinnen und Pfarrer fühlen sich überlastet und mit Aufgaben betraut, die sie als uneigentlich oder berufsfremd erleben: „Pfarrer sind allzuständig oder sie sind überhaupt nicht zuständig.“²¹

Das Unspezifische des Berufs, der als klassische Profession „mit hohen Freiheitsgraden“²² ausgestattet ist, zeige sich nicht nur in der beruflichen Praxis, sondern auch in der Ausbildung, die nach wie vor auf das Generalistische setze. Verschärft werde das Problem, so Karl-Fritz Daiber, durch den Prozess einer Deprofessionalisierung, da die faktischen Schwerpunktsetzungen entsprechend der eigenen Selbstbilder nicht „mit den professionellen Ausbildungszielen“²³ übereinstimmen.

Schon damals sind verschiedene Lösungsansätze diskutiert worden. Als erste Alternative stellt Daiber den Ansatz vor, den Pfarrberuf zu konzentrieren und Pfarrerinnen und Pfarrer im Team mit anderen als theologische Experten zu verstehen. Die zweite Alternative zielt darauf, am generalistischen Ansatz festzuhalten und zu „Teilspezialisierungen“ zu kommen: „Die Rolle sollte in der Regel generalistisch definiert bleiben, d.h. Pfarrer sollten in der Lage sein, die verschiedenen Funktionen eines Gemeindeleiters bzw. einer Gemeindeleiterin insgesamt wahrzunehmen. Unter bestimmten Voraussetzungen sollten Pfarrer in der tatsächlichen Gemeindepraxis Arbeitsschwerpunkte bilden können“²⁴.

Hatte Daiber feststellen müssen, dass sich beide Ansätze nicht haben durchsetzen können, erhöht sich derzeit die Chance, das Problem in Richtung von Teilspezialisierungen zu lösen. Ein wesentlicher Grund ist darin zu sehen, dass sich gegenüber 1996 Regionalisierungsprozesse stärker haben durchsetzen können und – wie etwa in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck – Kooperationsräume installiert wurden, die auch mit Blick auf den sich deutlich abzeichnenden Nachwuchsmangel auf Schwerpunktbildungen in multiprofessionellen Teams angewiesen sind.

Das Reformvikariat nimmt diesen Impuls auf. Es lotet aus, inwiefern multiprofessionelle Einheiten bereits in der Ausbildung sinnvoll sind.²⁵ Und es setzt strukturell auf ein System, das der Gefahr der Deprofessionalisierung zu begegnen versucht. Es fördert bewusst individuelle Schwerpunktsetzungen bereits in der Ausbildung.

In der Generation Y ist die Gefahr einer demotivierenden Deprofessionalisierung nicht zu unterschätzen. Vikarinnen und Vikaren einer Generation, die auch als „Generation Projekt“ bezeichnet wird, ist ein generalistisches Verständnis des Pfarrberufs fremd. Bei allen individuellen Differenzierungen im Einzelnen hat diese Generation hinsichtlich der sozialen Kompetenz ein erstaunlich einheitliches Berufsbild: Der Beruf solle „im Team“ „gabenorientiert“ ausgefüllt werden.

Als dritte Herausforderung nenne ich die Digitalisierungsprozesse. Das ist eine Herausforderung, die Karl-Fritz Daiber 1996 so noch nicht hat sehen können. Die Coronapandemie hat im Studienseminar einen Digitalisierungsschub ausgelöst. Schon vor der

²¹ Daiber 1996, 197.

²² Daiber 1996, 191.

²³ Daiber 1996, 194.

²⁴ Daiber 1996, 197.

²⁵ Lutz Friedrichs: Kirchenreform als Ausbildungsreform – Interprofessionalität in der Vikariatsausbildung, in: PTh 110 (2021), 193-205; Christian Grethlein: Kirche und Pfarrberuf im Wandel. Pastoraltheologische und kirchentheoretische Überlegungen zur Gestaltung des Vikariats, in: DtPfBl 9/2021, unter: www.pfarrerverband.de.

Krise war geplant, künftig stärker digital zu arbeiten, unter anderem mit einem e-Ausbildungsportfolio. Die Herausforderungen der Pandemie haben diese Absicht verstärkt und lassen nach einem Zusammenspiel von gut funktionierenden analogen und neuen digitalen Formen der Ausbildung fragen.

Damit ist angedeutet, dass die verschiedenen Digitalisierungsprozesse zwar auch eine technische Seite haben. Wesentlich aber geht es um Fragen der Kultur: Wie verändert sich Kommunikation? Wie verändert sich religiöse Praxis? Die Coronakrise hat in vielen Praxisfeldern der Kirche eine produktive Unterbrechung ausgelöst. Manches, was schon zuvor in der Krise war, lässt sich so nicht fortsetzen, so beispielsweise der Gottesdienst am Sonntagmorgen. Manches, was in der kirchlichen Praxis bisher als nahezu undenkbar galt, ist einfach gemacht worden, so etwa Taufen im Garten des eigenen Hauses. Und manches, was vorher gar nicht im Blick war, tritt schmerzlich hervor, so etwa die Brüche in den Trauerprozessen, die stark von sozialer Nähe und Zuwendung leben.

Für das Vikariat ergeben sich neue Herausforderungen. Manches lässt sich zügig umsetzen, wie etwa das Arbeiten mit der digitalen Lernplattform „Mahara“. Anderes wird Zeit benötigen. Das betrifft besonders das Selbstverständnis des Pfarrberufs. Eine Generation, die „im Team“ „gabenorientiert“ arbeiten will, wird sich viel stärker als Generationen bisher mit dem Berufsbild einer Netzwerkerin oder eines Netzwerkers identifizieren können. Sie kann sich, befördert durch die Digitalisierungsprozesse, gut in dem neuen Leitbild eines teamorientierten Pfarrberufs in postheroischen Zeiten wiederfinden.²⁶ Was sie dafür brauchen, sind Rahmenbedingungen und Lernanstöße, die dieses Berufsbild fördern und unterstützen.

Fazit

Der Rückblick auf die Anfänge der Pastoralsoziologie im Vikariat macht deutlich, wie erfolgreich die Initiative war und wie selbstverständlich sie inzwischen in den Ausbildungsmodellen zum Pfarrberuf geworden ist. Diese Selbstverständlichkeit wird in der Arbeit mit empirischen Studien, Statistiken der EKD oder den Anleitungen zu Sozialraumanalyse konkret. Am Beispiel der Vikariatsreform der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck zeigt sich, dass die pastoralsoziologischen Impulse auch dadurch wirksam werden können, dass sie sich in das Grundkonzept der Ausbildung gleichsam einschreiben. So wird die Ausbildung zum Pfarrberuf wesentlich als Wahrnehmungsschule in religionshermeneutischer Absicht verstanden.

Den Platz, den sich die Pastoralsoziologie erarbeitet hat, wird sie künftig behalten oder noch weiter festigen. Es fällt nicht schwer zu vermuten, dass ihre Bedeutung angesichts der teils dramatischen Veränderungsprozesse in Gesellschaft und Kirche eher noch zunehmen wird. Das betrifft auch Fragen der Ausbildung zum Pfarrberuf. In einer Zeit, in der nicht absehbar ist, wie sich der Pfarrberuf entwickeln wird, geht von der Pastoralsoziologie Karl-Fritz Daibers der Impuls aus, ihn nicht – forciert vom Druck der gegenwärtigen Verhältnisse – binnenkirchlich eng zu denken, sondern an seiner gesamtgesellschaftlichen Relevanz und damit auch an der Vielfalt seiner Wirkungsstätten festzuhalten, mehr noch, diese weiter auszubauen. Die Ausbildung zum Pfarrberuf wird gut daran tun, sich für die soziologischen Einsprüche gegen kirchlich-theologische Verengungen offen zu halten.

²⁶ Martin Lückhoff: Das Pfarramt als Leitungsaufgabe in postheroischen Zeiten. Ein organisationstheoretischer Diskussionsbeitrag, in: PTh 110 (2021), 37-54.